

Inhalt der Ausgabe 5-2011

- 3 Reiner Sörries:
20 Jahre Museum für Sepulkralkultur

- 6 Reiner Sörries:
Friedwald und Gender.
Geschlechtsspezifische Aspekte der Naturbestattung

- 9 Britta Erlemann:
Schlafen mit dem Tod vor Augen

- 10 Claus Bernet:
Der Quäkerfriedhof in Minden.
Ein kulturgeschichtliches Denkmal aus dem frühen 19. Jahrhundert

- 15 Reiner Sörries:
Launige Grabinschriften und der „Lustige Friedhof“ von Kramsach in Tirol

- 18 Ulrike Neurath-Sippel:
Oktoberfest im Museum für Sepulkralkultur

- 20 Dagmar Kuhle:
Rückblick auf die AFD-Friedhofsverwaltertagung 2011. Sozialbestattungen und
ordnungsbehördliche Bestattungen

- 21 Kasseler Seminar zur Friedhofs- und Grabstättengestaltung 2012

- 22 Galgen, Rad und Scheiterhaufen – Einblicke in Orte des Grauens. Eine Ausstellung im Museum für
Sepulkralkultur

- 24 Termine

- 25 Bücher. Hinweise und Rezensionen

Aus Reiner Sörries:

20 Jahre Museum für Sepulkalkultur

Blickt man auf die letzten 20 Jahre zurück, so haben sich in dieser Spanne die Welt im Großen und die Bestattungskultur im Kleinen stark verändert. Das Museum für Sepulkalkultur war natürlich nicht der Auslöser für diesen Wandel, auch nicht in der Bestattungskultur, aber es hat sich ebenfalls sehr verändert. Gar nicht mal vom Äußeren, das immer noch zur Straßenseite hin etwas abweisend wirkt, aber in seiner Arbeitsweise und seinen Zielsetzungen. Wer hätte noch vor 10 Jahren daran gedacht, dass im sepulkralen Ambiente des Museums nun recht regelmäßig Kindergeburtstage gefeiert, Kürbisse für Halloween geschnitzt und Forscherspiele arrangiert werden? Die Fokussierung auf die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen macht am ehesten deutlich, dass das Museum seine Aufgabe, Museum zu sein, sehr ernst nimmt. Es ist in erster Linie Teil eines kulturellen Angebots in Kassel und Nordhessen, das sich freilich auch an Erwachsene wendet – oder am besten an beide, an Familien mit Kindern. So war es jüngst zu sehen, als im Museum für Sepulkalkultur der Dia de los Muertos, das mexikanische Totenfest gefeiert wurde. Als es auf Mitternacht zuging, schlummerten schon manche Kinder auf den ausgebreiteten Kissen, während die Erwachsenen zu den Klängen der Mariachi-Band zu tanzen begonnen hatten. Tage zuvor hatten die mexikanischen Kinder ihre Ofrendas im Museum aufgebaut und dazu gleich ihre deutschen Schulkameraden mitgenommen, um ihnen zu zeigen, wie sehr man Oma geliebt hat und nun fröhlich an sie denkt: Gelungene Kulturarbeit!

Mittlerweile gibt es im Jahreslauf viele Veranstaltungen im Museum, die zwischen fröhlich und besinnlich, zwischen informativ und unterhaltsam wechseln. Und es ist gut zu spüren, das eine geht wie das andere, wenn man sich immer wieder auf die neue Situation einstellt. So darf hier auch getrauert werden, wenn sich jeweils am 2. Sonntag im Dezember verwaiste Eltern zum Worldwide-Candle-Lighting im Museum treffen. Dass es so gekommen ist, ist freilich nicht selbstverständlich: Elterntränen, Kinderlachen, Expertenvorträge, Kleinkunsttöne, Konzertantes und manches mehr, alles unter einem Dach, worunter man vor 20 Jahren das „Totenmuseum am Kasseler Weinberg“ beherbergt sah. Es ist kein totes Museum geblieben, und das hat viele Gründe. Wir sind auf viele Menschen getroffen, die uns Leben eingehaucht haben, die uns Mut gemacht haben, die strengen Pfade wohltemperierter Pietät auch zu verlassen.

Allen voran sind in der Rückschau die Kollegen von der Caricatura zu nennen, die uns ermutigten, gleich eine unserer ersten Ausstellungen mit Augenzwinkern zu präsentieren: „Schluß jetzt!“ hieß die Ausstellung, aber das war erst der Anfang. Selbst Kabarett war nach dem Erfolg der Karikaturen möglich. Rainer Pause trat als rheinischer Funeral-Entertainer schon vor 15 Jahren das erste Mal im Museum auf. Ebenfalls wegweisend war die Zusammenarbeit mit dem Team vom Stapferhaus in der Schweiz, das 1999 mit seiner Ausstellung „Last minute“ so unbefangen an das Thema heranging, wie wir es bis dahin nicht gewagt hatten. Doch wurde „Last minute“ auch in Kassel ein Erfolg, der uns offenbarte, wir dürfen uns näher an das Thema heranwagen, wir sollen es sogar. Wir können es sogar mit Kindern: Das durften wir lernen vom FEZ Berlin-Wuhlheide, deren kindgerechte Ausstellung „Erzähl mir was vom Tod!“ selbst Vorschulkinder ins Museum führte. Heute gibt es mehrere sepulkrale Museumskoffer mit dem schönen Namen „Vergiss mein nicht“ an etlichen Stellen in Deutschland, die Kindern und Jugendlichen einen Besuch des Museums ermöglichen, ohne nach Kassel kommen zu müssen.

...

Aus Reiner Sörries:

Friedwald und Gender

Geschlechtsspezifische Aspekte der Naturbestattung

Inzwischen ist eine Reihe von Studien zur Naturbestattung erschienen,¹ die dieses Phänomen moderner Bestattungskultur erörtern, doch blieben die Ursachen aufgrund der geschlechtsspezifischen Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Trauer dabei unberücksichtigt. Dies soll hier unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Gender-Forschung versuchsweise nachgeholt werden. Dabei ist evident, dass der Wandel in der Einstellung zu Sterben, Tod und Trauer, der seit den 1980er-Jahren zu beobachten ist, einerseits in der Hospizbewegung, andererseits aber im Aufkommen der sog. Zweiten Frauenbewegung² zu suchen ist.³ Wenn Frauen anders sterben⁴ und trauern⁵ als Männer, dann bestatten sie auch anders, wenn es die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zulassen.

Was bestattungskulturell der gesellschaftlichen Normierung entspricht, haben indes bis an den Rand der Gegenwart ausschließlich Männer bestimmt, obwohl es von den mittelalterlichen Beginnen über die Seelnonnen bis zur Leichenfrau meistens Frauen waren, die die Totenfürsorge leisteten. Männer waren es, die in einer patriarchalisch dominierten Gesellschaft festgelegt haben, welche Rolle welchem Geschlecht zufiel. Man muss dabei nur an die Regeln der Witwen Trauer erinnern, welche die Pflichten und die verbliebenen Rechte der verwitweten Frau restriktiv festlegten, damit die Männerwelt nicht gefährdet wurde.⁶ Erst mit der fortschreitenden Emanzipation der Frau in den letzten Jahrzehnten begannen sie, sich aus diesen engen Grenzen zu befreien.

Auch die Motive der Bestattungs- und Erinnerungskultur waren männlich bestimmt, und diese wiederum orientierten sich an einem linearen Zeitmodell der Männerwelt, das sich in einer Verachtung und Leugnung des Todes ausdrückte. Deshalb durfte der Tod nicht zu einem radikal-bedeutsamen Ereignis werden, vielmehr musste er überwunden und, theologisch gesprochen, zu einem Durchgang zu einem besseren Leben im Jenseits werden. Diese lebensfeindliche Jenseitsorientierung haben die feministischen Theologinnen von Anfang an kritisiert.⁷ Wird aber der Tod geleugnet, dann resultiert daraus nicht nur eine theologisch konstruierte Jenseitshoffnung, sondern auch eine Friedhofs- und Grabmalkultur, die bestrebt ist, das erloschene Leben im Diesseits festzuhalten und für das Jenseits vorzubereiten. Typisch dafür ist etwa der gestalterisch hoch gelobte Friedhof an der Klosterkirche von Marienthal (Niederrhein)⁸ mit seinen personenbezogenen Grabmalen und dem Friedhofstor mit der Inschrift *MORS PORTA VITAE*, der Tod ist das Tor zum Leben. Psychotherapeutinnen bestätigten aus ihrer Praxis, dass Männer ein viel größeres Interesse an individueller Unsterblichkeit besitzen als Frauen.⁹

Feministinnen haben dagegen immer die Auffassung vertreten, der Tod sei ein natürlicher Teil des Lebens, und die Menschen müssten mit dem Paradox leben, dass das Leben mit dem Tod endet.¹⁰ Dieser Sprachgebrauch vom Tod als einem natürlichen Teil des Lebens hat gegen alle theologischen Bedenken längst in vielen gesellschaftlichen, auch christlichen Kreisen Eingang gefunden.

Gegenüber dem linearen Todesverständnis der Männerwelt, das zu einer *Bagatellisierung* des Todes führen muss, betont die Genderforschung das zyklische Verständnis der Frau, das den Tod als einen immer wiederkehrenden Prozess im ewigen Kreislauf von Zeugen, Gebären und Sterben begreift, weshalb das Sterben zu einem kreativen Prozess wird. Die Frage, die bisher noch nicht erörtert wurde, ist nun, ob nicht die Naturbestattung, die ihrerseits den ewigen Kreislauf der Natur zum Markenzeichen erwählt hat, besser zu dieser weiblichen Mentalität passt als der herkömmliche Friedhof. Ist das gekennzeichnete und nach Möglichkeit dauerhafte Grab Ausdruck des männlichen Widerstands gegen den Tod, während die Bestattung in der Natur der weiblichen Einwilligung in die zyklisch bedingte Sterblichkeit entspricht?

...

Aus Claus Bernet:

Der Quäkerfriedhof in Minden

Ein kulturgeschichtliches Denkmal aus dem frühen 19. Jahrhundert

In Minden konstituierte sich 1796 eine kleine Quäkergemeinde, die bis zu ihrer Selbstauflösung am Ende des 19. Jahrhunderts existierte.¹ Zu ihr gehörten Bewohner der Stadt Minden und Mitglieder weiterer, umliegender Ortschaften, wie Herford, Eidinghausen, Hille und Obernkirchen. Die wenigen Quäker, durchschnittlich dreißig bis fünfzig Erwachsene, wurden in Preußen faktisch geduldet und in den meisten Konfliktfällen, etwa beim Schwören eines Eides oder dem Verweigern des Kriegsdienstes, wie die Mennoniten behandelt. Öffentlich in Erscheinung getreten sind die Quäker in Minden kaum, da ihnen einerseits das Missionieren verboten war, sie andererseits das Leben als zurückgezogene Separatisten bevorzugten. Dennoch sind sie Dank einer eigenen Begräbnisstätte noch heute im Stadtbild präsent.

Neben einer Versammlungsstätte war für eine funktionierende Gemeinde die Frage der Bestattungen von Brisanz, da die katholischen, evangelischen und jüdischen Friedhöfe die Aufnahme von Quäkern nicht vorsahen und lediglich eine anonyme Bestattung in Ausnahmefällen möglich war.² Zunächst begruben die Mindener Quäker ihre Toten auf dem Gelände des „Simeons Tore“ (Kuckuckstraße 24), welches damals noch außerhalb der Stadt- und Festungsgrenzen lag und welches sich heute in einem Gewerbegebiet befindet. Der Anlass zur ersten Bestattung war der Tod von Johannes Rasches d. Ä. erster Ehefrau und seines Kindes, die 1796 beide dort begraben wurden.³ Das nur wenige Tage alte Kind, das den Regeln der Quäker gemäß ja nicht getauft war, hatte nicht auf dem örtlichen Friedhof begraben werden können. Dennoch hatte Johannes Rasche dafür 7 Taler und 20 Groschen Strafe an die Kirchengemeinde zahlen müssen.⁴ Die Ehefrau von Friedrich Schmidt (1755–1827), Johanne Sophie Schmidt, am 24. Februar 1798 verstorben, war die nächste Person, die hier begraben wurde.⁵ Auch Schmidt sollte dafür teuer bezahlen, was er nicht wollte oder konnte; Staatsdiener nahmen ihm deswegen einfach eine silberne Uhr im Wert von zwanzig Talern aus der Tasche.⁶

Um das Gelände langfristig als Friedhof zu halten, wurde es im Jahre 1800 von der Familie Rasche gekauft, zu einem Garten umgestaltet und mit einer Hecke eingefriedet.⁷ Der Friedhof wurde nun von der städtischen Behörde geduldet, aber bei den Beerdigungen war häufig in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Gendarm anwesend, der zu überwachen hatte, ob etwa Grabreden gehalten wurden. Dieses war den Quäkern ausdrücklich untersagt worden und wurde bis zum Ende des 19. Jahrhunderts auch eingehalten.⁸ Es dürfte den Quäkern, die langatmige Predigten ohnehin nicht schätzten und die Beerdigung „in der Stille“ – so der gängige Fachausdruck – bevorzugten, auch nicht besonders schwer gefallen sein.

1825, als bereits acht Personen auf dem Friedhof beerdigt worden waren, wurden die Quäker vom Stadtdirektor Müller aufgefordert, ab sofort die öffentlichen Begräbnisplätze zu nutzen und die dafür fälligen Gebühren den Geistlichen zu entrichten. Dies ließ sich jedoch nicht mehr durchsetzen. Deswegen wurden die Quäker mit Schreiben vom 24. Juli 1826 von der Regierung zu Minden verpflichtet, ab sofort bei jeder neuen Bestattung auf ihren Grundstücken um Genehmigung zu fragen.⁹ Auch die Quäker in London waren inzwischen aktiv geworden und warben für Toleranz. In dieser Sache sprachen George Stacey (1749–1816), Thomas Christy (1776–1846) und Samuel Gurney (1786–1756) vom Londoner „Continental Committee“, das ab 1816 für die Betreuung der deutschen Quäkergemeinden zuständig war, mit einem preußischen Minister, vermutlich mit dem Botschafter zu London, Heinrich Freiherr von Bülow (1792–1846).¹⁰ Auch eine Audienz mit dem Baron Joachim Karl Ludwig Mortimer Graf von Maltzahn (1793–1843) in Angelegenheit des Quäkerfriedhofs war 1827 geplant, kam aber aus unbekanntenen Gründen nicht zustande.¹¹ Einige Jahre später, 1832, erfolgte dann die „vorläufige“ Erlaubnis zur Führung des Friedhofs, für den die Mindener Quäkergemeinde nun offiziell verantwortlich war.¹²

Kurz danach kam es zur festen Einführung von Grabsteinen. Die ersten Gräber waren noch ohne Grabstein ausgeführt und wahrscheinlich bewusst unkenntlich gehalten worden. Den ersten Grabstein erhielt eine Julie Rasche (geb. Seebohm), die am 6. März 1838 verstorben war. Alle nachfolgenden Toten erhielten einen ähnlichen, einfach gestalteten Grabstein in Pultform.¹³ Die Gräber waren mit Efeu bewachsen, Blumen oder anderen Schmuck gab es nicht – ein Zustand, der bis heute fortbesteht.

...